

HEYNE <

Das Buch

Dublin: Nach einem tragischen Verkehrsunfall, den Kat, 39, schwer verletzt überlebt, ändert sich plötzlich alles in ihrem Leben: Ihr Langzeitfreund Thomas erinnert sie immer wieder daran, dass sie hätte sterben können, und nimmt plötzlich alles sehr ernst. Er spricht von Heirat und Kindern, doch da hört für Kat der Spaß auf. Ernste Beziehungen sind nicht ihr Ding, und Kinder schon gar nicht.

Bei genau diesem Unfall stirbt die Mutter des neunjährigen Milo. Dies scheint zunächst die einzige Verbindung zu sein, die zwischen Kat und dem Jungen aus Brighton besteht – bis eine schockierende Entdeckung alles auf den Kopf stellt ...

»Definitiv Geraghtys bestes Buch« *Fabulous magazine*

Die Autorin

Ciara Geraghty lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern nördlich von Dublin. Zum Schreiben kam sie eher zufällig: Sie wollte eigentlich einen Töpferkurs belegen, machte aus Versehen an der falschen Stelle ein Kreuzchen und landete in einem Seminar für kreatives Schreiben – was sie nie bereut hat. »Einmal und für immer« ist ihr vierter Roman.

Lieferbare Titel

Der Tag vor einem Jahr – Und plötzlich ist es Glück – Wenn ich dich gefunden habe

ciara
geraghty
einmal
und für
immer

roman

aus dem englischen
von ursula c. sturm

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe LIFESAVING FOR BEGINNERS
erschien bei Hodder & Stoughton, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 03/2014
Copyright © 2012 by Ciara Geraghty
Copyright © 2014 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Umschlagabbildung: © Onyx/George Doyle/F1online
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41071-8

www.heyne.de

Vorwort



1. Juni 2011, Dublin

Er weiß, dass er zu schnell ist. Nicht über der erlaubten Geschwindigkeit – er fährt nie schneller als erlaubt. Aber zu schnell für seinen Zustand. Für die Müdigkeit, die ihm in die Knochen und ins Blut gekrochen ist. Er spürt sie in den Fingern, die das Lenkrad des Lasters festhalten. Im Kopf, der schwer auf seinem Hals lastet. Er merkt, wie er in sich zusammensinkt, richtet sich wieder auf, tätschelt sich einige Male kräftig die Wangen. Immer wieder blinzelt er, den Blick auf die Straße vor ihm geheftet.

Bald ist er zu Hause.

Er schaltet das Radio ein und nimmt einen großen Schluck aus der Red-Bull-Dose in der Halterung. Das Getränk ist schon warm von der Sonne, doch er leert die Dose trotzdem. »A Pair of Brown Eyes«. Er stellt den Song lauter und denkt an Brigitta.

Der Laster rauscht die Autobahn entlang.

Hinterher wird er leugnen, dass er am Steuer eingenickt ist. Doch später, in der Stille der Nacht, wenn er aus dem Schlaf hochfährt und sich fragt, warum er zittert, wird er sich eingestehen – oder zumindest nicht mit Sicherheit ausschließen können –, dass er kurz die Augen zugemacht hat. Nur einen Moment lang. Eine Sekunde. Höchstens zwei. Manchmal genügt das bereits.

Er kann sich nicht erinnern, wie lange er schon unter-

wegs ist, als es passiert. Zu lange. Er hätte anhalten, hätte sich hinten hinlegen und ein Nickerchen machen sollen. Hätte sich in einem schäbigen Tankstellen-WC kaltes Wasser ins Gesicht spritzen sollen. Er hätte vieles tun sollen, gesteht er sich ein, wenn er mitten in der Nacht aus dem Schlaf hochfährt und sich fragt, warum er zittert.

Stattdessen ist er weitergefahren. Die Bedingungen sind fast perfekt. Die Straße ist trocken, die Sonne scheint, eine kreisrunde Lichtscheibe vor dem unschuldigen Blau des Himmels. Es erinnert ihn an Anias Bilder. Sie malt mit Wachsstiften, faltet die Bilder zusammen und legt sie in seine Lunchbox. »Damit du uns nicht vermisst, wenn du weit weg bist, Papa.« Eine gelbe Sonne, ein blauer Himmel, vier Strichmännchen. Er lächelt, seine Gesichtsmuskeln entspannen sich. Gut möglich, dass es in diesem Moment passiert ist. Dass er da kurz die Augen geschlossen hat. Nur einen Moment lang. Eine Sekunde. Höchstens zwei.

Als er das Rehkitz bemerkt, ist es bereits mitten auf der Fahrbahn.

Einige Details haben sich in sein Gedächtnis gebrannt. Er erinnert sich an die Schönheit des Tieres, daran, wie sein weiß geflecktes Fell in der Sonne glänzt. An die beinahe menschlich wirkende Angst, die sich beim allerletzten Sprint in seinen feuchten braunen Augen spiegelt. Er hat noch nie ein Reh auf der Straße gesehen. Ja, er kennt die Verkehrszeichen. Die Warnschilder. Aber das ist das erste Mal, dass ihm eines vor den Laster läuft. Er weiß, er hätte nicht ausweichen dürfen, hätte es auch nicht getan, wenn er nicht so müde gewesen wäre. Wenn er sich nicht vergangenen Januar bereit erklärt hätte, eine zusätzliche Schicht zu übernehmen. Die, mit der er die Weihnachtsgeschenke

finanzieren wollte. Julija braucht ein neues Rad, und dann wird Ania auch eines haben wollen. Sie will immer das haben, was ihre große Schwester bekommt.

Er umklammert das Lenkrad fester, schert aus und wirft erst dann einen Blick in den Spiegel, um sich davon zu überzeugen, dass die Nebenspur frei ist.

Die Nebenspur ist nicht frei.

Der dumpfe Schlag, als sein Laster das Tier niedermäht. Es trotzdem niedermäht. Das Quietschen der Bremsen und das Knirschen im Getriebe, als er hektisch herunterschaltet. Er erinnert sich an das Auto. Knallgelb, auf dem Rücksitz ein Koffer, zusammengehalten von einem Ledergürtel.

Der Laster, der auf das Auto zurast.

Das Krachen, als er es rammt.

Das Krachen.

Sein Körper wird nach vorn geschleudert und vom Sicherheitsgurt gebremst, der eine Reihe von Blutergüssen hinterlässt, von der Schulter bis zur Hüfte. Vor seinem Gesicht öffnet sich der Airbag. Hinterher wird er vor dem Richter einräumen müssen, dass das alles ist, was er noch weiß.

Der Unfallzeuge wird mehr wissen. Wird beschreiben, wie der knallgelbe Wagen scheinbar schwerelos durch die Luft gesegelt ist und sich nach dem Aufprall mehrfach überschlagen hat, um schließlich in einem flachen Graben zu landen, den ein paar Straßenarbeiter gerade ausgehoben haben.

Der Gutachter wird mehr wissen. Er wird über den Laster reden, der sich nach dem Ausscheren quer gestellt hat und mit zwei Autos kollidiert ist, von denen das eine sich mehrmals überschlagen hat und im Straßengraben gelandet ist und das andere an die Leitplanke gequetscht wur-

de wie eine Nuss im Nussknacker. Der Gutachter wird all diese Erklärungen mit der ruhigen, monotonen Stimme eines Mannes vorbringen, der nie mitten in der Nacht aufwacht und sich fragt, warum er zittert.

Der Richter wird von einem Wunder sprechen, weil nicht mehr Menschen getötet wurden. Die neununddreißig Jahre alte Frau im Mazda zum Beispiel, die abgesehen von einer angeknacksten Rippe praktisch unversehrt aus dem Wrack geborgen wird. Es sei ein wahres Wunder, dass sie den Unfall überlebt hat, wird er sagen.

Und Brigitta. Seine schöne Brigitta. Sie wird auch im Gerichtssaal sitzen, irgendwo hinter ihm. Sie wird Petra gebeten haben, auf die Mädchen aufzupassen. Er wird sie nicht ansehen, als sie ihn hinausführen. Seine Augen, die jetzt offen sind, werden auf den Fußboden geheftet sein.

Es wird noch lange dauern, bis er nach Hause kommt.



I. Juni 2011, Brighton

»Milo! Hast du mich erschreckt«, sagt Mum. »Warum bist du denn um diese Uhrzeit schon auf?«

»Ich habe mir den Wecker gestellt«, sage ich.

»Ach, Schätzchen, das war doch nicht nötig. Es ist fünf Uhr morgens! Du wirst nachher bestimmt einschlafen. In der Stunde von Miss Williams.«

»Garantiert nicht. Heute basteln wir Pappmaché-Masken. Wenn wir alle neuen Wörter richtig buchstabieren.«

»Und, weißt du, wie man sie richtig buchstabiert?«

»'türlich.«

»Entschuldige, dass ich gefragt habe, Einstein.«

In der Küche ist es kälter als sonst. Vielleicht, weil die Sonne noch nicht richtig aufgegangen ist. Mum steht vor der Anrichte. Sie hält die Tasse, die ich ihr letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt habe, in beiden Händen. »World's Best Mum« steht auf der Tasse. Ich wollte eigentlich eine, auf der »Mum« steht und nicht »Mum«, aber es war keine aufzutreiben. Vielleicht bekommt man sie in Irland, wo Mum herkommt. Sie trinkt trotzdem immer aus der Tasse. Sie sagt, es macht ihr nichts aus, dass »Mum« statt »Mum« draufsteht.

»Wann geht die Fähre?«

Mum sieht auf ihre Armbanduhr. »Wenn ich sie noch kriegen will, muss ich jetzt los.« Ihr Koffer steht neben dem Küchentisch,

zusammengehalten von Dads altem Ledergürtel. Eigentlich wollte sie sich schon längst einen neuen zulegen. Sie muss es vergessen haben. Auf dem Aufkleber steht »Elizabeth McIntyre«, aber alle nennen sie Beth.

»Ich bring den Koffer ins Auto.«

Sie lächelt. »Nicht nötig, Schatz, das schaff ich schon. Hinten ist alles voll; die Kartons mit den Flyern fürs Café sind noch im Kofferraum, fällt mir gerade ein. Aber egal, ich lege den Koffer einfach auf die Rückbank.«

Ich reiche ihr den Autoschlüssel und spähe aus dem Fenster. Es gab mehrere Autodiebstähle in letzter Zeit, aber Mums Wagen ist noch da. Ich kann mir nicht vorstellen, dass den jemand klaut. Wir nennen ihn das Bananamobil, wegen seiner Farbe. Die Aufschrift ist pink. Mum nennt die Farbe »Fuchsia«. »The Funky Banana« steht da. So heißt Mums Café.

»Wann kommst du nach Hause?«

»Am Sonntag, das hab ich dir doch schon tausend Mal gesagt.«

»Ich würde echt gern mitfahren zu Auntie May.«

»Du weißt doch, du musst in die Schule. Außerdem wirst du dich mit deiner Schwester blendend amüsieren.«

Das stimmt. Faith kann nicht kochen, also wird es die nächsten Tage sicher kein Gemüse zu essen geben. Und Rob gibt mir immer Geld und schickt mich DVDs und Süßigkeiten holen, wenn er mit Faith auf ihr Zimmer gehen muss, um mit ihr zu reden. Sie gehen ständig auf ihr Zimmer, um zu reden.

Mum zieht ihren Mantel an und setzt ihr Barett auf. Barett ist französisch und bedeutet Baskenmütze. Die Franzosen sagen dazu béret, und das t am Ende wird nicht ausgesprochen. Mums Lippen sind rot vom Lippenstift. Sie verwendet nicht halb so viel Schminke wie Faith, aber sie sieht trotzdem gut aus. Für eine Erwachsene, meine ich. Sie zerzaust mir die

Haare. »Vergiss nicht, dich zu kämmen, bevor du in die Schule gehst, Struwwelpeter.«

»Mach ich«, sage ich, obwohl es gut sein kann, dass ich es tatsächlich vergesse.

»Und vergiss nicht, heute ist dein Rettungsschwimmerkurs.«

»Meine Tasche steht schon im Flur.« Als würde ich das vergessen. Ich bin noch im Anfängerkurs, aber unsere Trainerin meint, wenn ich weiter so gut bin, komme ich nächstes Jahr in die nächste Stufe.

»Also, dann bis Sonntag.«

»Ja, bis Sonntag.«

»Bist du schon zu groß, um deiner alten Mum einen Kuss zu geben?«

Mum ist total versessen aufs Küssen. Genau wie Damo. Er behauptet immer, er hätte schon massenhaft Mädchen geküsst, aber das glaub ich ihm nicht. Ich meine, er ist mein bester Freund, aber manchmal erfindet er einfach Sachen. Seine Mum sagt, sie würde ihm nicht einmal glauben, wenn er ihr die Uhrzeit sagt. Und vorigen Sommer hat er behauptet, er wäre auf dem Mount Everest gewesen, aber als ich ihn gefragt habe, wo der Mount Everest überhaupt ist, hat er gesagt, in Spanien, in der Nähe von Santa Ponza.

Mum streckt die Arme aus, und bevor ich es schaffe zu flüchten, hat sie mich auch schon an sich gedrückt, so fest, dass ich mich gar nicht mehr rühren kann. Ihre Haare kitzeln mich im Gesicht. Sie riecht nach Seife und Zahnpasta. Wahrscheinlich erinnert sie mich gleich noch daran, dass ich mir die Zähne putzen soll. Sie drückt mir einen Kuss auf die Wange, den ich mit dem Handrücken abwische.

»Sei brav, ja?«

»Ich werd's versuchen.«

»Ich mein's ernst, Milo. Kein Ärger mit Damien Sullivan, okay?«

Das sagt sie nur, weil es letztes Mal, als sie in Irland war, einen kleinen Zwischenfall gab. Aber das war ein Versehen, und inzwischen sind Damos Augenbrauen wieder fast ganz nachgewachsen.

»Und vergiss nicht, dir die Zähne zu putzen.«

»Mach ich.«

»Ich rufe dich heute Abend an, okay?«

»Versprochen?«

Sie legt sich die Hand aufs Herz. »Großes Indianerehrenwort.« Dann nimmt sie den Koffer mit dem Ledergürtel, und da kommt mir eine Idee: Ich werde ihr zu Weihnachten einen neuen Koffer kaufen. Einen grünen. Grün ist ihre Lieblingsfarbe. Ich habe noch fast das ganze Geld von der Erstkommunion auf dem Postsparbuch.

Ich bleibe am Fenster stehen und sehe ihr nach, bis sie verschwunden ist.



2. Juni 2011, Dublin

»Sie kommt zu sich.«

»Gott sei Dank.«

»Kat?«

»Katherine?«

»Hörst du mich?«

»Komm schon, wach auf.«

»...«

»Kat?«

»Immer mit der Ruhe. Lass ihr Zeit.«

»Thomas?« Meine Stimme klingt seltsam rostig, als hätte ich eine Ewigkeit nicht gesprochen.

»...«

»Bin ich im Krankenhaus?«

»Hol ihr ein Glas Wasser.«

»Was ist passiert?«

»Alles okay. Du hattest einen Unfall, aber es geht dir gut. Jetzt geht es dir gut.«

»Ich will wissen, was passiert ist.«

»Ganz ruhig, Kat. Nicht aufregen.«

Mein Atem geht flach und rasch. Ich bin kurz davor, in Panik auszubrechen. Ich bewege meine Beine, um zu überprüfen, ob ich sie bewegen kann. Ich kann. Ich kann meine Beine bewegen. Ich versuche, mich zu beruhigen, ver-

suche die Panik mit beiden Händen abzuwehren. Jemand schiebt mir eine Hand unter den Kopf. Hält mir ein Glas an die Lippen. Ich glaube, es ist Thomas. »Hier, trink einen Schluck Wasser.« Ja, es ist eindeutig Thomas. Diese tiefe, leise Stimme, bei der man unwillkürlich an Wispa-Schokoriegel denken muss, ob man will oder nicht.

Ich spüre seine kräftige Hand im Nacken, spüre, wie das Wasser durch meine Kehle läuft, kalt und klar. Die Panik ebbt ab. Weicht einen Schritt zurück. Ich halte die Augen geschlossen, für den Fall, dass er mich ansieht. Er soll die Panik nicht sehen, und die Dankbarkeit. Plötzlich ist mir ganz schwummrig vor Dankbarkeit.

Als ich die Augen aufschlage, sage ich: »Ich bin doch noch nicht vierzig, oder?«, damit wir etwas zu lachen haben und alles wieder wie vorher wird. Es klappt. Gelächter ertönt, die Atmosphäre ist gleich etwas gelöster. Es ist nicht ausgeschlossen, dass alles wieder so wird wie vorher.

»Nein, bis dahin dauert es noch ein Weilchen«, sagt Thomas.

Das Licht schmerzt mir in den Augen, als ich mich im Zimmer umsehe. In meinem Krankenzimmer. Ich liege in einem Krankenhaus. Ich hasse Krankenhäuser. Das letzte Mal war ich mit fünfzehn in einem Krankenhaus.

Ich zähle vier Leute. Sie sehen müde aus, als hätten sie nicht geschlafen, und falls doch, dann nicht besonders gut. Meine Eltern. Meine älteste Freundin Minnie. Und Thomas. Einer fehlt.

»Wo ist Ed?«, frage ich.

»Ich musste ihn nach Hause schicken«, sagt meine Mutter. »Es hat ihn zu sehr mitgenommen. Du kennst ihn ja.«

»Er ist doch nicht allein, oder?«

Dad tritt an mein Bett. »Deinem Bruder geht es gut,

Kat. Mach dir keine Sorgen. Ich habe ihn zu Sophie gebracht, und Sophies Eltern sind zu Hause. Sie kümmern sich um ihn. Und du solltest jetzt an dich selbst denken.«

»Was ist denn mit mir?« Es kommt mir so vor, als wäre ich weit weg und müsste schreien, damit sie mich hören.

»Du hast eine Beule am Kopf. Die Ärztin meinte, das wird noch eine Weile wehtun«, sagt mein Vater.

»Und eine Rippenfraktur«, fügt meine Mutter hinzu. »Die kommt entweder vom Unfall oder von der Bergung aus dem Wrack.«

»Großer Gott.« Ich balle die Hände, damit keiner sieht, dass sie zittern.

»Sie ist nicht einmal richtig gebrochen, bloß angeknackst«, sagt Minnie.

»Du hast unglaubliches Glück gehabt«, sagt Thomas. Es fühlt sich nicht so an, als hätte ich Glück gehabt. Es fühlt sich so an, als wäre ich sehr weit weg.

Minnie sieht auf die Uhr. »Tja, nachdem ich mich davon überzeugen konnte, dass du nicht ins Gras beißt, sollte ich mich wohl wieder an die Arbeit machen.« Es klingt genervt, aber sie stellt eine verdächtig gequälte Miene zur Schau, wie immer, wenn sie versucht, ein Lächeln zu unterdrücken.

Erst als Mum mir eine Hand auf die Stirn legt, wird mir bewusst, dass ich glühe. Ihre Hand fühlt sich kühl und weich an. Ich hatte ganz vergessen, wie weich ihre Hände sind. Ihre Augen sind verquollen, als hätte sie geweint, dabei weint sie sonst nie. Ich habe sie zuletzt weinen sehen, als 1989 Samuel Beckett gestorben ist.

»Wir gehen jetzt auch«, sagt sie. »Wir müssen Edward abholen.« Sie zupft mir eine Haarsträhne aus dem Mundwinkel. Ich versuche mich aufzurichten, aber meine Arme

und Beine sind bleischwer, also lasse ich es bleiben. Ich liege bloß da und versuche, mir zusammenzureimen, was passiert ist.

Es riecht nach frisch gebügelter, gebleichter Bettwäsche. Die gestärkten Laken sind so steif, dass ein schabendes Geräusch entsteht, wenn ich mich bewege. Ein großer zickzackförmiger Riss verläuft quer über die Zimmerdecke. Als könnte das ganze Gebäude jeden Augenblick einstürzen. Genau über mir.

Dad sagt: »Ruh dich aus, Kat. Ich rufe dich nachher an, ja?«

»Sag Ed, dass es mir gut geht. Dass wir uns bald wiedersehen werden. Morgen.«

»Mach ich.« Er beugt sich über mich und küsst mich auf den Augenwinkel. Ich vermute, er hatte auf meine Stirn gezielt, aber er ist ein bisschen kurzsichtig.

»Falls du mal wieder eine Nahtoderfahrung haben solltest, dann bitte an einem Freitag, wenn es sich einrichten lässt«, witzelt Minnie. »Dann bleibt mir wenigstens die allwöchentliche Besprechung mit dem Schwachkopf erspart.« Damit ist ihr Boss gemeint, wobei die beiden eigentlich ziemlich gut miteinander auskommen. Sie schnappt sich ihre Handtasche und ihren Mantel und zieht ebenfalls Leine. Was bleibt, ist eine Wolke Chanel Coco Mademoiselle.

Als nur noch Thomas und ich übrig sind, überkommt mich mit einem Mal eine gewisse Verlegenheit, als hätte ich in meinem Schlafzimmer mit einem imaginären Partner einen Tango aufs Parkett gelegt und plötzlich bemerkt, dass die Rollos noch oben sind und die Nachbarn gaffen. Ich umklammere den steifen Rand der Bettdecke und ziehe ihn mir bis zum Hals hoch.

»Solltest du nicht gerade ein paar bedauernswerte Rüben düngen?«, feixe ich. Fragt man Thomas, was er beruflich macht, so lautet seine Antwort, er sei Farmer, obwohl er eigentlich ein freiberuflicher Journalist ist, der zufällig ein kleines Gehöft in Monaghan geerbt hat, wo er allerlei unbrauchbares Grünzeug anbaut. Trauben, die bloß sauer schmecken beispielsweise, und Sonnenblumen, die, sobald ihre ersten Blättchen aus der Erde lugen, sofort entweder von seiner Ziege, seinen zwei Schweinen, den drei Hennen, der geschwätzigen Gans oder dem dauerträchtigen Schaf exekutiert werden.

Er antwortet nicht gleich, lässt sich stattdessen auf der Bettkante nieder, ganz vorsichtig, als hätte er Angst, etwas kaputt zu machen. Ich würde ihn gern auf den Arm boxen und ihm sagen, dass er sich total albern benimmt, aber ich kann nicht, wegen der Schläuche, die an meinem Handgelenk hängen. Und ich bezweifle, dass ich laut losprusten könnte. Mein Kopf fühlt sich seltsam schwer und zusammengepresst an, als müsste er gleich platzen. Als ich ihn betaste, stelle ich fest, dass er rundherum einbandagiert ist.

»Ein bisschen wie bei *Grey's Anatomy*, nicht?«, sage ich. Meine Stimme klingt jetzt schon etwas vertrauter, aber wackelig. Ich räuspere mich.

Er lächelt nur flüchtig, legt dann die Hand auf die meine. Seine Hände sind riesig. Schaufelbaggerhände. Ich ziehe meine Hand weg. »Was ist?«

»Was soll denn sein?«, fragt er.

»Du guckst so – entsetzt. Liegt es an meiner Frisur?«
Diesmal lächelt er schon etwas länger.

»Ich ... Ich bin froh, dass es dir gut geht«, sagt er. »Als ich gehört habe, dass das Auto einen Totalschaden hat, da dachte ich schon ...«

»Totalschaden?«

»Ja. Tut mir leid.«

»Ich habe diesen Mazda geliebt.«

»Ich weiß, aber den kann man ersetzen.« Er mustert mich eindringlich, als er das sagt, etwa so, als würde er mich für eine Prüfung abfragen, und einen grauenhaften Moment lang fürchte ich, dass er irgendeine entsetzlich schnulzige Bemerkung machen wird. Über mich und darüber, dass ich unersetzlich bin oder so.

Aber das tut er nicht. Er sagt: »Ich dachte, du wärst tot.«

»Herrje, das ist ja sogar noch kitschiger als *Grey's Anatomy*.«

»Kannst du nicht einmal kurz ernst sein?«

»Ich bin so ernst wie ein Autounfall.«

»Das ist nicht witzig.«

»Ein bisschen schon.«

Er nickt, Gott sei Dank. Normalerweise ist Thomas nicht so drauf. Eigentlich hat er einen ganz brauchbaren Sinn für Humor, meint Minnie. Ich glaube, sie liest immer noch die Kontaktanzeigen, obwohl sie schon seit einer halben Ewigkeit mit ihrem Maurice zusammen ist. Sie tut es für mich, behauptet sie, dabei geht die Sache mit Thomas und mir jetzt auch schon gut eineinhalb Jahre.

»Zweiundzwanzig Monate, genau genommen« hat mich Thomas korrigiert, als ich neulich mal darauf zu sprechen kam.

»Erinnerst du dich an den Unfall?«, fragt er jetzt.

Ich nicke. »Vage.«

»Woran genau?« Hin und wieder benimmt er sich wie ein typischer Journalist.

»Da war ein Reh auf der Straße.« Was zum Geier

hat das Reh auf der Straße gesucht? »Und ein Laster. Er ist ausgeschert, ganz plötzlich. Und vor mir war ein Auto, knallgelb, mit einer Aufschrift – irgendetwas von wegen Bananen ... Dann hat sich mein Airbag geöffnet und ... Keine Ahnung ... Das ist alles, woran ich mich erinnere.«

»Du hättest sterben können.«

»Wirst du darauf jetzt dauernd rumreiten?«

»Die Frau in dem gelben Auto, die ... Sie ist gestorben.«

»Du brichst aber jetzt nicht in Tränen aus, oder?«

»Nein.«

»Gott sei Dank.«

Thomas steht auf. Geht zur Tür. Hält inne und blickt zu mir zurück.

Ich sage: »Könntest du die Ärztin holen?«

»Geht's dir nicht gut?« Er wirkt besorgt, als hätte ich einen Hirntumor oder so was in der Art.

»Ich will bloß wissen, wann ich hier rauskann.«

»Die werden dich bestimmt noch eine Weile hierbehalten wollen. Schließlich warst du bewusstlos.«

»Ich will nur, dass alles wieder so wird wie vorher.«

Er starrt mich an. »Nein«, sagt er, als würden wir uns gerade streiten.

»Was soll das heißen, nein?«

»Nein heißt nein. Es ist alles anders. Du hättest sterben können.«

»Würdest du endlich aufhören, das zu sagen?«

»Wir haben genug Zeit verschwendet.«

Ich stütze mich mühsam auf die Ellbogen auf, ignoriere den Schmerz in meinem Kopf, in meinem Körper. Ich muss diese Anwandlungen unbedingt gleich im Keim erstickten. »Hör zu«, sage ich. »Es ist nicht nötig, dass du

so ein Drama daraus machst. Ich bin nicht gestorben. Es geht mir gut.«

»Das ist mir egal.« Thomas schließt die Tür und lehnt sich mit dem Rücken dagegen, sodass niemand reinkommen kann. Ich verspüre eine seltsame Enge in der Brust. Unbehagen. »Ich sage es jetzt einfach.«

»Es wäre mir lieber, wenn du es bleiben lässt.«

»Ich weiß, aber ich sage es trotzdem: Ich liebe dich.«

»Wo sind meine Klamotten? Ich muss hier raus.«

»Ich möchte heiraten.«

»Gratuliere. Wer ist denn die Glückliche?«

»Und ich möchte ein Baby.«

»Schön für dich. Die Humanmedizin macht heutzutage riesige Fortschritte. Kann also nicht mehr lange dauern, bis auch Männer ...«

»Würdest du bitte mal eine Minute die Scherze lassen?«

»Wie wär's denn mit einem Friedensabkommen für den Nahen Osten, wenn wir schon dabei sind?«

Er seufzt. »Ich hole die Ärztin.«

»Gute Idee. Frag sie, ob sie schon ein Mittel gegen Bauchspeicheldrüsenkrebs entwickelt hat.«

Erst als er weg ist, registriere ich die Stille im Zimmer. »Totenstille« würde Thomas in seiner derzeitigen morbiden Stimmung wohl sagen. Meine rechte Körperhälfte schmerzt, aber mal abgesehen davon – und von dem dumpfen Pochen in meinem Schädel – ist alles wie immer. Ich würde jetzt gern eine rauchen. Ich habe keine Ahnung, wo meine Tasche ist. Ich brauche mein Handy. Ich muss Ed anrufen und ihm sagen, dass er sich keine Sorgen machen muss. Er wird sich garantiert Sorgen machen. Ich muss ihm sagen, dass alles so ist wie immer.

Nichts hat sich geändert.

Selbst Thomas erweckt den Anschein, als wäre er wieder ganz der Alte, als er zurückkommt. Die Ärztin konnte er nicht aufreiben, dafür hat er in Erfahrung gebracht, dass sich eine der Krankenschwestern in ihrem Garten Hühner hält, und sich mit ihr über Futter, Eier, Hühnerställe und dergleichen unterhalten.

Erst bevor er geht – ich muss noch eine Nacht bleiben, zur »Beobachtung« –, wird er wieder so komisch. »Ich möchte, dass du über das nachdenkst, was ich vorhin gesagt habe.«

Ich sage: »Kannst du den Fernseher einschalten, bevor du gehst?«

Thomas reicht mir die Fernbedienung. »Hier.« Sein Tonfall ist brüsk, doch dann beugt er sich aus großer Höhe zu mir hinunter und küsst mich, geradewegs auf den Mund. Als würde ich hier nicht völlig hilflos in einem Krankenhausbett liegen, wo ich nicht an Zahnbürste, Zahnpasta oder Mundspülung rankomme. Er küsst mich, wie er es immer tut: völlig unvermittelt, ohne Vorwarnung. Sein Mund auf meinem. Es überrascht mich immer wieder, wie weich sein Mund ist. Thomas ist ein Hüne und sieht aus wie ein Bilderbuch-Bauer, da erwartet man unwillkürlich trockene, aufgesprungene Lippen, von der vielen Arbeit an der frischen Luft. Der Kuss dauert länger, als es für einen Krankenhausbesuch schicklich ist, aber ich sage ihm nicht, dass er aufhören soll.

»Ich hole dich morgen ab und bringe dich nach Hause.«

Jetzt machen sich offenbar doch die Folgen des Unfalls bemerkbar, denn plötzlich ist mir nach Weinen zumute. Liegt wohl an den Medikamenten, wegen der gebrochenen Rippen. Zugegeben, es ist bloß eine, und auch die ist nur angeknackst.

Ich nicke und schließe die Augen, als wollte ich ein bisschen dösen.

Als er geht, öffne ich die Augen und fange tatsächlich an zu weinen. Nur lautlos zwar, aber trotzdem. Höchst seltsam. Ich vergieße Tränen. Ich weine. Das Schmerzmittel, das man mir verabreicht hat, muss ganz schön stark sein. Daran wird es liegen. Ich putze mir die Nase, lege mich wieder hin und schließe die Augen. Ich versuche, möglichst schnell einzuschlafen, damit bald morgen ist und ich nach Hause fahren kann und alles wieder so ist wie vorher.



2. Juni 2011, Brighton

Ich sitze auf meinem Bett.

Es ist totenstill im Haus, obwohl Adrian da ist. Ich weiß, dass er da ist, weil er vor einer Weile angeklopft und den Kopf zur Tür hereingestreckt hat. »Alles klar, Milo?«, hat er gefragt. »Hast du Hunger, Kumpel?«

Sonst klopft er nie an.

Faith und Dad und Ant sind nach Irland gefahren. Ich glaube, sie werden bei Auntie May übernachten. Dort, wo Mum jetzt sein sollte. Ich weiß nicht, wo sie jetzt ist. Ich hoffe, nicht in einem Leichenschauhaus. Ich hab mal ein Leichenschauhaus im Fernsehen gesehen. Da liegen die Leute in Schubladen, und es ist eiskalt. Mum hasst Kälte. Ihre Hände werden ganz blau, wenn ihr kalt ist.

Dad hat gesagt, ich kann nicht mitkommen nach Irland. Er hatte den Pullover verkehrt herum an, und er hat gerochen, als hätte er geraucht, obwohl er damit aufgehört hat, als er zu Celia nach Schottland gezogen ist.

»Keine Sorge«, hat Faith gesagt, bevor sie losgefahren sind. »Morgen sind wir wieder da.« Ihre Augen waren rot und geschwollen und ihre Haut noch weißer als sonst, deshalb habe ich nicht nachgefragt, wann genau. Ich sehe auf meine Armbanduhr, aber es ist immer noch erst zwanzig nach neun. Ich glaube, Adrian ist unten in der Küche, aber ich will nicht zu ihm runtergehen, weil eigentlich Mum in der Küche sein sollte. Wenn sie nicht im

Café ist, dann ist sie in der Küche und backt irgendetwas. Oder sie sitzt am Tisch und hört Radio. Adrian sollte nicht unten in der Küche sein, sondern in London, an der Uni. Mit Ant. Und ich sollte in der Schule sein, in Miss Williams' Stunde, und vermutlich einen Aufsatz schreiben. Über so was Langweiliges wie *Meine Pläne für die Sommerferien* oder so.

Alles ist irgendwie anders als sonst. Das Frühstück zum Beispiel. Adrian und ich haben den Rest Pizza gegessen, der von gestern übrig war, und wir haben Cola getrunken. Mum würde mich niemals Cola zum Frühstück trinken lassen, nicht einmal an meinem Geburtstag. Dabei ist mein Geburtstag ein doppelter Feiertag, weil er nämlich am 25. Dezember ist.

Es kommt ständig jemand vorbei. Hauptsächlich Nachbarn. Mrs. Barber von gegenüber hat uns eine riesige Schüssel mit einem Deckel gebracht. Rindsragout mit Sellerie, hat sie gesagt. Ich hasse Sellerie. Ich hab's in den Kühlschrank gestellt. Mum würde es eine »furchtbare Verschwendung« nennen, wenn ich es in den Müll kippe.

Die Klamotten, die ich gestern anhatte, liegen auf dem Fußboden, obwohl ich meine Socken und Boxershorts abends in den Wäschekorb tun sollte. »In diesem Haus liegt keine Männerunterwäsche rum«, sagt Mum.

Von jetzt an werde ich selber daran denken müssen, mir die Zähne zu putzen. Jeden Tag. Sonst verfaulen sie mir im Mund. Mrs. Barber hat perfekte weiße, gerade Zähne, aber nur, weil sie nicht echt sind. Ihre echten Zähne sind verfault, weil sie sie nicht richtig gepflegt hat. Das hat sie mir erzählt, als sie mal zu Besuch war und Mum Theater gemacht hat, weil ich mir die Zähne nicht geputzt hatte.

Heute Morgen hat mich Damo nicht abgeholt, dabei macht er das sonst immer. Oder ich hole ihn ab. Wer eben zuerst fertig ist. Normalerweise ich, weil Damo meistens weiterschläft,

nachdem seine Mum ihn das erste Mal geweckt hat. Sie sagt immer, eines Tages wird sie ihn einfach weiterschlafen lassen und bei Mr. Pilkington, dem Schuldirektor, anrufen. Bis jetzt hat sie es allerdings nicht getan.

Es klopf schon wieder, und Adrian guckt zur Tür herein. Er sagt: »Willst du ein bisschen rausgehen? Wir könnten in den Park gehen oder ins Kino. Ich glaube, der neue *Batman* läuft bereits.«

Ich sehe auf die Uhr. Es ist immer noch zwanzig nach neun. »Das Kino hat noch gar nicht auf«, antworte ich.

»Dann gehen wir eben vorher in den Park.«

»*Batman* läuft erst nächste Woche an. Mum hat versprochen, sich ihn mit mir anzusehen. Sie hat gesagt, am Sonntag ist sie wieder da.«

Adrian kommt auf mich zu. Er tritt auf meine Klamotten, aber ich glaube, er merkt es gar nicht. Er setzt sich auf mein Bett und sieht aus, als wollte er etwas sagen, aber er tut es nicht.

»Um halb fünf«, sage ich.

Adrian sieht mich an. »Was?«

»Sie hat gesagt, am Sonntag um halb fünf ist sie wieder da, wenn die Fähre pünktlich ist, und das ist sie um diese Jahreszeit normalerweise, weil das Wetter schön ist.«

Adrian starrt mich an, als würde ich eine fremde Sprache sprechen. Italienisch vielleicht. Er kann kein Italienisch, aber in Französisch ist er ganz gut.

Wir schweigen uns ziemlich lange an, dann frage ich ihn: »Ist heute Donnerstag?« Wenn heute Donnerstag ist, dann heißt das, Mum ist gestern weggefahren. Aber es fühlt sich nicht so an. Es kommt mir so vor, als wäre das schon eine Ewigkeit her.

Adrian sagt nichts. Er bedeckt das Gesicht mit den Händen, und ich glaube, er weint. Man kann zwar nichts hören, aber seine Schultern zucken so komisch.

Adrian weint nie. Sogar als kleiner Junge hat er nie geweint,

dabei hat er sich in einer Tour wehgetan. Entweder ist er in die Brennesseln gefallen, oder er wurde gestochen, von Wespen oder Bienen oder Bremsen, wobei Bremsen, glaube ich, nicht stechen, sondern beißen. Einmal hatte er sogar einen Schädelbruch, weil er mit dem Fahrrad auf der hinteren Gartenmauer entlanggefahren ist wie auf einem Hochseil. Mum hat gesagt, das war das letzte Mal, dass sie mit ihm im Zirkus war. Die Wunde musste genäht werden, und seither hat er eine Narbe auf der Stirn. Mum behauptet immer, er hat damals so fest geblutet, dass man damit eine Blutbank eine Woche lang hätte versorgen können. Adrian hatte großes Glück, hat der Arzt gesagt.

Jedenfalls hat Adrian kein einziges Mal geweint, weder wegen der Brennesseln noch wegen der Bremsen. Nicht einmal, als er sich den Schädel gebrochen hat. Adrian weint nie, das sagen alle.

Aber jetzt weint er doch.

Wenn er doch nur aufhören würde.

Wenn doch nur gestern wäre und nicht heute.

Mittwoch.

Wenn heute Mittwoch wäre, und wenn schlechtes Wetter wäre, dann würde die Fähre nicht fahren. Aber heute ist nicht Mittwoch, sondern Donnerstag, und die Fähre ist gefahren, weil Juni ist und weil das Wetter im Juni immer schön ist. »Was für ein herrlicher Tag«, sagt Mum, wenn das Wetter schön ist. »Ist das nicht ein herrlicher Tag?«, fragt sie die Stammgäste im Funky Banana dann.

Das Telefon klingelt, und ich renne nach unten, um ranzugehen. Keine Ahnung, wieso, aber ich bin überzeugt, dass Mum dran sein wird. Sie wird lachen und sagen, dass es ihr gut geht. Dass es eine Verwechslung gab und dass sie nach Hause kommt. Sie wird sagen, ich soll schon mal Wasser aufstellen, weil sie nach einer Tasse Tee lechzt. Mum lechzt immer nach einer Tasse Tee.

Ich nehme ab und melde mich mit: »McIntyre-Residenz, hallo?«, weil ich weiß, dass ich Mum damit zum Lachen bringen werde. Aber es ist nicht Mum. Es ist eine Frau, die wissen will, wie das Prozedere ist. Ich habe keine Ahnung, wie das Prozedere ist. »Mein Beileid«, sagt sie. Ich glaube, wegen Mum.

Ich gehe in die Küche und stelle trotzdem Teewasser auf. Wenn heute Mittwoch wäre und die Fähre nicht gegangen wäre, dann wäre Mum jetzt hier, und wir hätten zum Frühstück nicht Pizzareste gegessen und Cola getrunken, und Adrian wäre in London an der Uni und würde etwas über Naturwissenschaften lernen, und Damo hätte mich abgeholt, und ich wäre in der Schule und würde einen langweiligen Aufsatz über meine Pläne für die Sommerferien schreiben.



11. Juni 2011, Dublin

»Autsch«, sage ich.

»Alles okay?«, fragt Thomas.

»Du gehst zu schnell.«

»Ich gehe im Schneckentempo, wenn nicht sogar noch langsamer. Guck mal da, wir werden gerade von einer Schnecke überholt.«

»Das ist ja auch eine Nacktschnecke.«

»Sie ist auch ohne Haus ziemlich langsam. Ich glaube, die kriecht in Zeitlupe.«

»Freut mich, dass du das so lustig findest.«

»Ich habe nicht den Eindruck, dass dich das freut.«

»Das ist nur eine Redensart.«

»Mir fällt da gleich noch eine Redensart ein: Kopf hoch!«

»Ich hasse Leute, die ›Kopf hoch!‹ sagen ...«

»Was soll ich denn sonst zu dir sagen, bei deinem derzeitigen Zustand?«

»... oder ›Entspann dich‹. So was zu sagen ist echt das Letzte. Wenn man zu jemandem sagt, er soll sich entspannen, dann bewirkt man damit das genaue Gegenteil: Die Leute werden noch verkrampfter. Total dämlich.«

»Da sind wir.«

Wir haben das Restaurant erreicht. Thomas hat mich

zum Essen eingeladen, als wir vorhin meinen neuen Mazda bestellt haben. Er nennt es immer noch »Date«. »Wie wär's mit einem Date heute Abend? Wir müssen doch den Kauf deines neuen Autos feiern.« Ich frage mich, wie viele Dates wir wohl schon hatten. Eine ganze Menge.

Vor Thomas hatte ich normalerweise höchstens drei Dates mit ein und demselben Mann. Das erste war das »Mal sehen«-Date, und selbst da ging ich nur hin, weil Minnie mich unbarmherzig dazu zwang. »Es gibt für jede Frau einen Maurice dort draußen«, sagte sie. Wollen wir hoffen, dass das nicht stimmt.

Das zweite Date, zu dem ich ebenfalls oft von Minnie überredet wurde, nannte ich das »Im Zweifel für den Angeklagten«-Date.

Beim dritten und letzten Date sagte ich für gewöhnlich: »Es liegt nicht an dir – es liegt an mir.« Obwohl das meist gelogen war. Es lag fast nie an mir.

Bei unserem dritten Date sagte ich also zu Thomas: »Es liegt nicht an dir – es liegt an mir.«

»Was meinst du damit?«, wollte er wissen.

»Mein Leben ist etwas – kompliziert«, erwiderte ich.

»Was du nicht sagst.« Er hob eine seiner riesigen Hände, um sich das lange, gelockte, grau melierte Haar aus dem Ich-bin-nicht-so-alt-wie-ich-aussehe-Gesicht zu streichen.

»Nein, ich meinte, mein Leben ist zu kompliziert für eine – eine Beziehung.«

»Eine Beziehung?« Er wirkte amüsiert, und wie er das so in seiner für Monaghan typischen Aussprache wiederholte, klang es tatsächlich etwas absurd. »Ich habe dich bloß gefragt, ob du mich zu den Galway Races begleiten willst. Willst du?«

»Na ja ...«

»Willst du oder willst du nicht?«

»Ähm ... Ich könnte vermutlich ...«

»Sehr gut. Dann hol ich dich morgen um zehn ab.«

Und ich nickte und sagte okay und ging mit ihm hin. Zu den Galway Races. Schwer zu sagen, warum genau. Jedenfalls hat er mich dort geküsst. Während des Rennens. Unser erster Kuss. Bis dahin hatte er mich bloß nach Hause gefahren und »Dann gute Nacht« gesagt, als wäre ich ein Farmer, dem er gerade ein Kalb mit guter Abstammung abgekauft hatte.

Mit dem Kuss hat er mich total überrumpelt. Nachdem mal wieder das Pferd, auf das er gesetzt hatte, als Letztes durchs Ziel gegangen war, zerriss er seinen Wettschein, sagte »Tja, so viel dazu«, und dann küsste er mich. Ohne einen besonderen Grund.

Es gab nichts, was im Vorfeld darauf hingedeutet hätte. Keinerlei Süßholzgeraspel, Gott sei Dank. Plötzlich war sein Gesicht vor meinem, und dann kam der Kuss, völlig ohne Vorwarnung oder Zeremoniell. Es war ... Also, ehrlich gesagt war es in Ordnung. Schön sogar. Er musste sich zu mir runterbeugen, obwohl ich weiß Gott nicht die Kleinste bin.

Das war bei unserem vierten Date. Und es gab weitere.

Eine Aufführung des Stücks *Das Feld* im Abbey Theatre.

Eine Wanderung auf den Bray Head. Thomas hat gelacht, als ich von »Bergsteigen« sprach.

Besuche auf Bauernmärkten, wo einem der Käsegestank fast den Atem raubte.

Eine Bootsfahrt zu Ireland's Eye, bei der Thomas ruderte und ich nicht seekrank wurde.

Als er eines Tages einen Wochenendausflug samt Über-

nachtung in einer Hütte mitten in der Wildnis gebucht hat, der wider Erwarten gar nicht so übel war, hat Minnie das mit einem anerkennenden Pfeifen und einem »Wow« kommentiert.

Der Opernbesuch in Wexford, den ich im Gegenzug organisiert habe, geriet zum Desaster. Thomas ist eingeschlafen und hat so laut geschnarcht, dass sich der Platzanweiser bemüßigt fühlte, ein strenges »Pssst!« in unsere Richtung zu zischen. Thomas hat bloß gelacht und eine Fahrt nach Carlow vorgeschlagen, wo er dann im Rahmen einer Landwirtschaftsmesse den zweiten Platz beim Schafscheren machte.

»Kat?«

Ich hebe den Kopf. Thomas sieht genauso aus wie sonst. Alles bestens. Mein neuer Wagen ist bestellt, und Thomas führt mich zum Essen aus. Meine Verletzung heilt allmählich. Die Ärztin meinte, es könnte sein, dass ich Albträume habe. Vom Unfall. Sie meinte, ich könnte unter einer posttraumatischen Belastungsstörung leiden. Ich sollte wohl froh sein, dass ich keine Albträume habe. Und von einer Belastungsstörung keine Spur.

Meiner Meinung nach sollte sich die Ärztin eher Sorgen um Thomas machen. Er ist in letzter Zeit nicht er selbst. Es sind nur Kleinigkeiten. Etwa die Tatsache, dass er seit dem Unfall seine Kleider nicht mehr in der Wohnung herumliegen lässt. Ich habe einen Blick in seinen Schrank geworfen, und da waren sie, seine Sachen. Manche lagen zusammengeknüllt auf dem Schrankboden, aber immerhin im Schrank, und nicht mehr auf dem Fußboden oder auf den Rückenlehnen diverser Stühle und Sofas.

»Und?«, meinte Minnie, als ich es ihr erzählte. »Ist doch erfreulich, oder?«

»Schon, aber das hat er bisher nie getan. Warum räumt er plötzlich seine Klamotten weg?«

Minnie schüttelte den Kopf und sagte: »Dir kann man's aber auch nicht recht machen.«

Und seit letzter Woche prangt doch glatt sein Namen neben meinem auf dem Briefkasten. Bisher stand da bloß mein Name, blauer Kuli auf einem Stück Papier. Thomas hat den Zettel gegen ein Kartonschildchen ausgetauscht, auf dem in irgendeiner schnöseligen Schrift unsere beiden Namen aufgedruckt sind. Ja, er hatte vorher mein Einverständnis eingeholt, und ich hatte »Nur zu« gesagt, aber es ist schon ein kleiner Schock, wenn man eines Tages vom Einkaufen nach Hause kommt, und plötzlich stehen zwei Namen am Briefkasten; schwarze Schrift auf weißem Karton statt blauem Kuli auf irgendeinem Zettel. Das sticht ins Auge wie eine Schlagzeile in der Zeitung.

Er mustert mich über den Rand seiner Speisekarte hinweg. »Alles okay?«

»Klar, warum nicht?«

»Keine Ahnung. Du bist so still. Und du hast dich noch nicht beschwert.«

»Worüber denn?«

»Über unseren Platz.«

»Was gibt es an diesem Platz auszusetzen?«

»Es zieht.«

»Tatsächlich?«

»Du kannst es nicht leiden, wenn es zieht.«

»Du glaubst wohl echt, du kennst mich in- und auswendig, wie?« Mein Tonfall ist schärfer als beabsichtigt, aber es scheint ihm nicht aufgefallen zu sein, denn er lächelt.

»Ich weiß so einiges über dich«, sagt er.

Ich studiere die Speisekarte.

»Ich weiß zum Beispiel, dass du den Seebarsch bestellen wirst.«

»Ach ja?«

»Dabei hättest du viel lieber das Steak mit Pilzen und Zwiebeln und dazu Pommes und einen großen, fetten Klecks Ketchup.«

Die Kellnerin kommt, und ich klappe die Speisekarte zu und sage: »Einmal Rindergeschnetzeltes mit Nudeln, bitte.«

Thomas bestellt Selchfleisch mit Kohl und Kartoffeln, wie ich es vorhergesehen hatte. Ich nehme einen großen Schluck aus meinem Glas Wein und versuche etwas lockerer zu werden. Ich bin so angespannt wie eine Violinsaite, schon die ganze Zeit, seit dem Unfall. Dem verdammten Wunder. Total steif.

Nachdem wir bestellt haben, lehnt sich Thomas auf seinem Stuhl zurück. Er macht einen fröhlichen Eindruck, als wäre etwas Erfreuliches geschehen. Als ich ihn darauf anspreche, sagt er: »Warum sollte ich nicht fröhlich sein?«

Dann fügt er hinzu: »Das war ein produktiver Tag. Du hast ein neues Auto bestellt.«

»Ja.«

»Gleiche Marke, gleiches Modell, gleiche Farbe. Man möchte meinen, es ist dasselbe Auto.«

»Nur weil ich einen Unfall hatte, bedeutet das noch lange nicht, dass ich mir ein ganz anderes Auto zulegen muss. Ich war zufrieden mit meinem alten Auto. Ich wollte nicht wechseln.«

Thomas schüttelt lächelnd den Kopf. Er beugt sich über den Tisch, und seine grauen Augen schimmern grünlich im Kerzenlicht. »Ich habe da eine Idee«, sagt er.

»Schon wieder?«

Vorige Woche hat er vorgeschlagen, wir sollten uns ein neues Bett zulegen, weil unser derzeitiges Bett – das genau genommen meines ist – angeblich quietscht. »Es quietscht überhaupt nicht«, sagte ich. »Und ob«, behauptete er. »Es quietscht wie verrückt.«

»Es quietscht nur, wenn wir ... Du weißt schon.«

»Miteinander schlafen?«

»Genau.«

»Was ganz schön oft der Fall ist.« Das ist wahr. Man möchte meinen, dass unser Interesse an derlei Unfug allmählich schwinden müsste.

Unser Essen wird serviert. Meine Portion ist mir viel zu groß und besteht überwiegend aus Nudeln. Ich greife nach meinem Weinglas, leere es und schenke mir gleich noch einmal randvoll ein. Thomas isst, wie er immer isst – als hätte er seit Tagen keine vernünftige Mahlzeit bekommen. »Also, willst du meine Idee hören oder nicht?«

Ich zucke die Achseln.

»Es ist nämlich eine großartige Idee.«

Ich bin ziemlich sicher, dass ich seine Idee nicht großartig finden werde. Andererseits verdanke ich die Erkenntnis, dass man Chili mit Schokolade anreichern kann, auch ihm. Ich schweige trotzdem.

»Ist alles in Ordnung, Kat?«

»Ja, es geht mir gut«, sage ich.

Dabei geht es mir mitnichten gut. Warum, kann ich nicht genau sagen. Es sind nur Kleinigkeiten. Irgendwie ist einfach alles anders, seit er mich neulich aus dem Krankenhaus abgeholt hat, mit seinem verbeulten, alten Saab, an dessen Dachgepäckträger er ein ganzes Bündel Luftballons mit der Aufschrift »Gute Besserung« befestigt hatte. Ich habe mich

geweigert, einzusteigen, bis er die Dinger abgeschnitten und hinten im Auto verstaut hatte. Dort haben sie dann an der Decke geklebt und die Sicht aus dem Heckfenster behindert. Es war auch ziemlich mühsam, sie platzen zu lassen. Thomas musste eine ganze Weile auf ihnen herumtrampeln.

Ich ging zur Beifahrerseite, aber er war als Erster dort und hat mir die Tür geöffnet. Als ich einsteigen wollte, hat er mich zurückgehalten, mir die Hände auf die Schultern gelegt und gesagt: »Es war furchtbar still ohne dich in der Wohnung.« Ich reichte ihm gerade mal bis zur Brusttasche des hellgrauen Hemdes, das hervorragend zu seiner schwarzen Jeans passte. Beides sah nagelneu aus. Er trug kein Sakko, aber das tut er kaum, weil ihm selten kalt genug dafür ist.

»Warst du einkaufen?«

Ich kenne keinen Mann außer Thomas, der errötet. »Ja«, antwortete er. »Überraschung!«

»Aber – du gehst nie einkaufen.«

»Ich wusste, du würdest dich freuen.« Er stellte meine Reisetasche ab, ergriff mit beiden Händen die Revers meiner Jacke und zog mich an sich, bis wir uns so nah waren, dass ich den seltsamen dunkelgrünen Ring um seine grauen Pupillen sehen konnte.

Und dann küsste er mich. Direkt auf den Mund, und das am helllichten Tag, als würden wir im Schlafzimmer stehen, im Dunkeln und mit geschlossenen Vorhängen und nicht mitten auf einem öffentlichen Parkplatz, wo alle glotzen.

Ich stochere in meinem Nudelberg nach einem Stück Rindfleisch und bereue, dass ich nicht das Steak mit Pilzen und Zwiebeln bestellt habe, und dazu eine Portion Pommes und einen großen, fetten Klecks Ketchup.

»Du willst meine Idee also wirklich nicht hören?«, fragt Thomas.

Der Wein scheint allmählich seine beruhigende Wirkung zu entfalten, denn ich sage: »Okay, schieß los.«

»Ich finde, wir sollten uns nach einer gemeinsamen Wohnung umsehen«, verkündet er.

Ich stelle mein Glas ab. »Ich habe doch eine Wohnung.«

»Ich weiß, und ich habe ein Haus. Aber ich finde, es ist an der Zeit, dass wir uns etwas Gemeinsames suchen.«

»Ich mag meine Wohnung.«

»Tja, aber es ist deine Wohnung, wie du gerade selbst gesagt hast. Wäre es nicht schön, wenn wir eine Wohnung hätten, die weder dir noch mir gehört, sondern uns beiden zusammen? Wir müssen uns ja nicht gleich auf die Suche machen. Wir könnten auch noch bis nächstes Jahr warten. Es wäre sogar vernünftig – die Preise sinken noch.«

Ich denke an mein Schlafzimmer, meine Küche, mein Bad. Selbst der Schrank in der Besenkammer, in dem ich Wischmopp und Kehrschaufel aufbewahre, ist mir angesichts dieses Vorschlags plötzlich ans Herz gewachsen.

»Nein.«

»Nein?«

»Ich ziehe nicht um. Ich mag meine Wohnung.«

»Ich auch. Darum geht es nicht.«

»Worum geht es dann?«

»Um dich und mich. Darum, dass wir – uns zusammen-tun. Du weißt schon. Wie ein richtiges Paar.«

Ich schiebe die Nudeln auf einer Seite zusammen, lege Messer und Gabel auf den Teller, decke alles mit der Serviette zu. »Macht es dir etwas aus, wenn wir auf das Dessert verzichten?«

»Geht es dir nicht gut?«

»Ich fühl mich – ein bisschen unwohl. Meine Rippe ...«
Das ist eine glatte Lüge, aber ich weiß, auf diese Weise komme ich hier weg. Fort von dieser Unterhaltung.

»Natürlich.« Thomas lässt die Rechnung kommen, obwohl er noch gar nicht fertig gegessen hat, was mir ein schlechtes Gewissen verursacht, denn er lässt sonst nie etwas stehen. Selbst Minnie findet, dass es Spaß macht, für ihn zu kochen.

Er führt mich behutsam aus dem Restaurant, als wäre ich eine Bombe, die jeden Moment hochgehen kann. Auf das Thema Wohnung kommt er nicht mehr zu sprechen.

Das Seltsame ist, bis zum Unfall lief es echt gut. Ich meine, ich würde jetzt nicht unbedingt sagen fantastisch oder so, aber na ja, ziemlich gut.

In puncto Schreiben zum Beispiel lief es hervorragend, und zwar schon eine ganze Weile. Seit Thomas bei mir eingezogen ist, schätze ich. Dabei hatte ich das Schlimmste befürchtet. Ich hasse Ablenkung, und Thomas ist eine recht große Ablenkung. Gut ein Jahr ist das jetzt her. Vielleicht auch länger. Ich hatte gerade mit dem nächsten Buch der Serie angefangen, und da bin ich gerne mal etwas nervös. Bevor ich richtig reingekommen bin. Er hat hartnäckig darauf bestanden, bei mir einzuziehen, und als das Buch ein halbes Jahr später fertig war und ich meine Lektorin Brona anrief, um es ihr zu erzählen, dachte sie, es wäre ein Scherz. Dabei mache ich generell keine Scherze, schon gar nicht, wenn es um meine Arbeit geht. Erstens würde es nicht viel nützen, weil niemand weiß, was ich beruflich mache. Okay, niemand außer Minnie. Und Brona natürlich. Thomas ist auch eingeweiht. Ich habe es ihm eines Tages erzählt, ohne es zu wollen. Es ist mir einfach rausgerutscht. Das

ist schon eine Ewigkeit her. Ich hatte es nicht geplant. Es ist einfach passiert.

Das Buch, an dem ich geschrieben habe, als Thomas eingezogen ist, wurde das erfolgreichste der ganzen Decan-Darker-Serie. Brona meint, das liegt daran, dass Thomas »der Richtige« ist. Sie sagt oft so verrückte Sachen, was Thomas angeht. Bei seinem Einzug sagte sie zum Beispiel: »Das ist ein großer Tag für alle Junggesellinnen landauf, landab.«

Offiziell bei mir eingezogen ist er im Sommer 2010. Da stand er dann in meiner Wohnung, umgeben von Umzugskartons und schwarzen Müllsäcken. Er hatte zwei Kohlköpfe mitgebracht, an denen noch etwas Erde von einem seiner fünf Äcker klebte. Ein paar Klumpen waren auf den Teppich gefallen. Auf meinen elfenbeinweißen Wollteppich. Ich musste an Thomas vorbei, um den Staubsauger zu holen, und da packte er mich am Arm und drückte mich an die Wand. Er sagte nichts, ließ nur die Hand an meinem Bein nach oben wandern, bis sie unter meinem Rock verschwand. Er lächelte, als er den Saum meiner Unterhose ertastete, und sagte: »Du trägst dein Sonntagshöschen. Den schwarzen Slip mit der Spitze vorne.«

»Ich besitze gar kein Sonntagshöschen.«

»Und ob. Diesen Slip hast du getragen, als ich das erste Mal bei dir übernachtet habe. Ich kann mich noch genau erinnern.«

»Ich nicht.« Ich erinnerte mich sehr wohl.

Er grinste. »Du hast dein Sonntagshöschen an, weil ich bei dir einziehe, stimmt's?«

»Nein.«

»Gib es zu.«

»Da kannst du lange darauf warten.«

»Wenn du es nicht zugibst, spiele ich nicht *Grey's Anatomy* mit dir.«

Seine Finger glitten an der Spitze entlang und verschwanden zwischen meinen Oberschenkeln. Wir waren uns so nah, dass ich ihn hätte küssen können. Seine grauen Augen waren an diesem Tag grün. Hellgrün.

»Also gut, meinetwegen.«

»Sag es.«

»Herrgott noch mal, Thomas!«

»Sag es.«

Ich stöhnte, dann sagte ich: »Okay, ich hab mein Sonntagshöschen an.«

»Ha!«

»Also, was ist, schläfst du jetzt mit mir oder was?« Ich tat, als wäre ich zu Tode gelangweilt.

Hinterher sagte er: »Das Zusammenleben mit mir wird dir gefallen.«

Mein Atem ging stoßweise, und wie ich damals so auf dem Wohnzimmerboden lag, mein Sonntagshöschen um die Knöchel, den Rock bis zur Taille hochgeschoben, da dachte ich – nur einen Moment lang –, ich dachte: Ja, das wird es.

Und das tat es wirklich. Nicht jeden Tag natürlich. Aber meistens. Es hätte schlimmer sein können. Es fiel sogar anderen Leuten auf. Etwa, als Ed und ich uns ungefähr einen Monat vor dem Unfall mit Mrs. Higginbotham in der Stadt getroffen haben, wie wir das jeden Monat tun, seit Mrs. Higginbotham in Rente ist. Sie hat auf Ed und mich aufgepasst, seit wir Kleinkinder waren. Früher hat Ed sie manchmal sogar irrtümlich »Mum« genannt.

Jedenfalls haben wir uns mit Mrs. Higginbotham in der Stadt getroffen, und sie hat eine Bemerkung gemacht.

Hat behauptet, ich würde so glücklich wirken. »Nimm dich in Acht, Katherine«, orakelte sie. »Wenn der Wind dreht, bleibt dir dieser Ausdruck womöglich.« Ich musste lächeln, als sie es gesagt hat.

Sogar Mum ist es aufgefallen. »Möchte mal wissen, warum du so fröhlich bist«, bemerkte sie. Das war kurz nach ihrer Nominierung für den Kerry Group Irish Fiction Award. Meine Mutter ist kein großer Fan von Literaturpreisen. »Es ist kein verdammter Schönheitswettbewerb«, sagt sie, wenn sie mal wieder in die engere Auswahl für irgendeinen Preis gekommen ist und jemand von der Presse anruft, um sie zu fragen, warum sie von der Liste gestrichen werden will. Solange die diversen Literaturpreise des Landes vergeben werden, ist sie äußerst gereizt.

Tja, wie gesagt, vor dem Unfall war alles okay. Eigentlich sogar besser als okay. Meistens – um nicht zu sagen fast immer – lief es richtig gut.

Später, im Bett, fragt Thomas: »Möchtest du es dir nicht wenigstens überlegen?«

»Ich will nicht umziehen«, sage ich. »Ich mag meine Wohnung. Ich wohne seit Jahren hier.«

»Du nennst sie nie dein Zuhause.«

»Tu ich doch.«

»Nein, tust du nicht. Du sagst: ›Wir sehen uns dann in der Wohnung‹.«

»Gar nicht wahr.« Dabei hat er recht – genau das sage ich.

Ich lösche das Licht, boxe ein paar Mal mit der Faust auf mein Kissen ein und warte insgeheim darauf, dass Thomas etwas sagt. Irgendetwas Grässliches von wegen Heiraten und Kinder kriegen oder so. Früher haben wir über alles Mögliche geredet. Politik und Bücher und Thea-

terstücke und Musik und natürlich über andere Leute. Ich liebe es, über andere Leute zu reden. Und dann kommt so ein verdammtes Wunder daher, und plötzlich halte ich in Panik den Atem an und befürchte, dass er grässliche Reden schwingt. Meine Augen sind offen, aber sie haben sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt, und ich komme mir vor wie in einer Höhle. Oder wie in einem Grab. Die Dunkelheit drückt mich aufs Bett, als hätte sie Hände.

Doch Thomas sagt nichts. Ich höre, wie er sich auf die Seite dreht.

Ich wälze mich ebenfalls auf die Seite.

Ich schließe die Augen.

Irgendwann schlafe ich endlich ein.



Ciara Geraghty

Einmal und für immer
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
1 s/w Abbildung
ISBN: 978-3-453-41071-8

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2014

Zwei Leben. Zwei Wahrheiten. Zwei Entscheidungen.

Kat, 39, ist nicht verliebt. Sie hat eine Menge Freunde, einen gewöhnlichen Job, und sie denkt niemals über ihre Vergangenheit nach. Das ist Kats Geschichte. Nichts davon ist wahr. Milo, 9, liebt seine Mum, Bananenummuffins und seinen Erste-Hilfe-Kurs. Er denkt nie über seine Zukunft nach. Das ist Milos Geschichte. Alles davon ist wahr. Und es gibt noch eine andere Geschichte, eine, bei der die Lebenswege eines Jungen aus Brighton und einer Frau aus Dublin sich durch eine Laune des Schicksals kreuzen und alles auf den Kopf stellen. Dies ist die Geschichte, die gerade erst beginnt ...

 [Der Titel im Katalog](#)